†† **Um einer Henne das Glucken oder Strohbrüten abzugewöhnen,** sperre man dieselbe mit einem kräftigen Hahn in einen Raum, der keine Gelegenheit zum Brüten bietet. In einigen Tagen wird die Henne den Hahn wieder annehmen und zu glucken aufhören.

Bienenwirtschaft.

? **Als eine ganz vorzügliche Bienennährpflanze hat sich die** Kugelblitbel bewährt. Sie entwickelt im zweiten Jahre einen reichen Flor von blaßblauen Blütenständen, die so reichlich Nektar absondern, daß man oft 10—20 Bienen auf einer Kugel abzählen kann. Man sät im Herbst oder, nach Anquellung der Samen, im Frühjahr, pikiert die Pflänzchen mehrmals und pflanzt sie im Herbste in ziemlich großen Abständen dorthin, wo sie im nächsten Jahre zur Blüte kommen sollen.

? **Versäumte man, den Bienen ihren vollen Winterbedarf im Herbste einzufüttern,** so ist Kandis in großen Stücken ein geeignetes Futter, die Bienen durch den Winter zu bringen. Am besten ist hellbrauner Kandis, welchen die Bienen sich auflösen können.

Forstwirtschaft, Jagd, Hundezucht.

†* **Halsbares Holz.** Dafür kommt in Betracht, daß es auf Bergrücken und nicht in sumpfigen Niederungen gewachsen ist, daß es zurzeit völliger Saftruhe (Dezember bis Mitte Februar) gefällt wird, daß die Stämme gleich nach dem Fällen, um gehörig austrocknen zu können, bewerkstelligt werden, daß das Entrinden erst erfolgt, nachdem der Stamm einen gewissen Grad der Trockenheit erlangt hat und endlich ist das behauene Bauholz bis zum völligen Austrocknen luftig und trocken aufzubewahren. Als besondere Mittel, das Holz dauerhaft zu machen, haben sich am besten bewährt: dreiprozentige Kupfervitriollösung und Karbolineum Avenarius.

†* **Der winterliche Schutz der Rebhühner.** Wo es an natürlichen Gestrüppen und Hecken aus Schlehdorn, Hagebutten, Brombeeren, Weiden, Erlen usw. mangelt, da empfiehlt sich die Bepflanzung kleiner Parzellen mit Topinambur. Da die dicken, harten Stengel des Topinambur selbst noch dem Abtreiben meist aufrecht stehen bleiben, so bilden sie zusammen mit den vielleicht umgeknickten Exemplaren ein dichtes, heckenartiges Versteck, unter welches sich Rebhühner und auch Hasen sehr gerne flüchten und wo man ihnen auch Futter streuen kann. Solche Schutzanpflanzungen lassen sich bei der Anspruchslosigkeit des Topinambur fast überall anbringen. Im Frühjahr vor dem Austreiben der überwinterten Knollen, kann man die dürren Stengel und Blätter an Ort und Stelle durch Verbrennen leicht beseitigen.

†* **Der Husten des Hundes.** Die Ursache des Hustens beim Hunde ist zuweilen eine Erkältung, zuweilen das Eindringen von Rauch oder Staub. Der Husten äußert sich entweder durch beständiges, trockenes Krächzen oder durch ein lockeres Ausbrüten von Schleim. Verschnupfhusten, der besonders im Frühjahr und Herbst auftritt, erfolgt unter krampfhaftem Würgen; dabei wird oft eine zähe Schleimmasse erbrochen. Er verschwindet manchmal scheinbar und kommt dann plötzlich wieder. Am häufigsten stellen sich die Anfälle bei Nacht und bei kalter Witterung ein. In der Zwischenzeit erscheinen die Tiere ganz gesund; sie haben guten Appetit und leiden ohne Aufregung. Gegen trockenen Husten gibt man Pillen aus Goldschwefel und Stiefmütterkraut, oder man macht aus Honig, 30 Gramm Süßholzwurzelpulver und 4 Gramm Goldschwefel eine Latwerge und gibt stündlich alle vier Stunden einen Kaffeelöffel voll. Ist der Husten locker und mit Würgen verbunden, so verdient man ein Brechmittel, später gibt man täglich zweimal folgendes Pulver: 21—30 Zentigramm Brechweinstein. Dieses Mittel verabreicht man am besten mit etwas warmem Fliedertee. Ist der Husten sehr hartnäckig, so mische man gleiche Teile dicken Hofersirup und Baumöl und gibt täglich dreimal einen Eßlöffel voll. Da die Anfälle am häufigsten sind, wenn die Tiere aus warmer Luft ins Freie kommen, so tut man gut, sie eine Zeitlang zu Hause zu halten und für reine Luft und gleichmäßige Temperatur zu sorgen. Das Zeinkwasser darf nicht zu hoch sein. Als hustenlindernde Mittel stehen auch Anis, Fenchel usw., sowie die Einatmungen von Karbol- und Terpentinschwämpfen in guten Ansehen.

†* **Räßende und ekzemartige Ekzeme der Hunde** behandle man folgendermaßen: Man reinige mit Watte und Vaseline die betreffende Fläche sehr sorgsam; alsdann pinsele man Jodtinktur auf und bestreue die Fläche mit Tannoform. Dies wird eventuell zwei- bis dreimal wiederholt, meist ist aber schon nach der ersten Behandlung die vorher wunde Fläche trocken, und man hat vielleicht nur noch notwendig, etwas Tannoform aufzureiben. Nach 2—3 Tagen hebt sich die erkrankt gewesene Schicht ab und darunter befindet sich gesunde Haut.

Gesundheitspflege.

Die Zahnfäule als ansteckende Krankheit.

Dr. Jones, der im britischen Journal für Zahnheilkunde einen Bericht über die Erfahrungen an einer großen Zahnschulklinik veröffentlicht, verhandelt den Beweis zu führen, daß die Zahnfäule (Caries) zu den ansteckenden Krankheiten zu rechnen sei. Bisher ist die Krankheit hauptsächlich auf die Gärung von Nahrungsmitteln, insbesondere der Kohlenhydrate, zurückgeführt worden, die an den Zähnen haften bleiben und sich in Milchsäure umwandeln. Der Frage der eigentlichen Ansteckungskraft der Zahnfäule von Mensch zu Mensch ist vorläufig in Fachkreisen wenig Glauben entgegengebracht worden. Ueberzeugend wirken die dafür angeführten Beweise noch immer nicht. Daß die in der Schulklinik behandelten neuen Patienten in der Regel ältere Geschwister hatten, die schon von der Krankheit befallen gewesen waren, zeugt zunächst nur für die allgemeine Verbreitung der Caries, die allgemein als das häufigste Leiden der Menschheit überhaupt bezeichnet wird. Ferner wird der Schluß ins Feld geführt, daß eine Ansteckung von einem Menschen auf den anderen möglich sein müsse, wenn sie von einem Zahn auf den anderen geschehen kann. Auch das ist aber noch fraglich.

Wichtiger ist der Hinweis auf den Vorschub, den die Zahnfäule durch das Vorhandensein unbrauchbarer Zähne findet, indem sich an diesen besonders leicht eine Stockung von Speiseresten einstellt. Der Satz läßt sich noch besser positiv ausdrücken, daß die Zahnfäule am sichersten vermieden wird, wenn jeder Teil des Gebisses an der Zerkleinerung der Nahrung teilnimmt. Der erfreuliche Fortschritt, der durch die Tätigkeit der Schulklinik zu verzeichnen war, bestand eben, dürfte auch weniger auf eine Verringerung der Ansteckung, als auf die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse und Gewohnheiten zurückzuführen sein. In der Hinsicht begegnet sich immerhin die Caries mit den ansteckenden Krankheiten, daß vor Vorbeugung als das wichtigste bezeichnet werden muß und am meisten zur Einschränkung des Leidens beiträgt. Für die Annahme einer Uebertragung der Zahnfäule von Mensch zu Mensch fehlen aber nach wie vor die Grundlagen. Eben der Grad der Verbreitung macht es wahrscheinlicher, daß heute fast jeder Mensch den gleichen Ursachen unterworfen ist, die zu der Verderbnis seiner Zähne führen, auch ohne daß eine besondere Ansteckung vor sich geht.

Für die Küche.

Die Gänseleberpastete scheint den Feinschmeckern ein so köstlicher Genuß, daß sie sich ein treffliches Menü ohne sie garnicht vorstellen können. Dennoch ist in Ursprung dieses Leckerbissens, wie im Gaulois erzählt wird, verhältnismäßig jung. Die Erfindung wurde im Jahre 1780 von einem Straßburger Koch gemacht, dem Herrn Claus, Küchenchef des Gouverneurs des Elsaß, des Marschall de Contades. Während der Name seines Herrn noch heute in der schönen Promenade zu Straßburg fortlebt, ist der des Kochkünstlers „begraben in ewige Nacht". Aber sein Werk lebt fort und hat sich weit über die Mauern von Straßburg hinweg in alle Welt hin ausgebreitet. Eine Zeitlang blieb das Rezept das streng behütete Geheimnis der Küche des Gouverneurs, bogn aber verwertete es Meister Claus selbst zum Verkauf eines schwungvollen Handels mit „Straßburger Gänseleberpasteten", der noch heute — wenn auch freilich von anderen Leuten und nicht nur in Straßburg — blüht und gedeiht.

Allerlei Küchengeheimnisse. Zu stark gesalzenes Fleisch wird wieder schmackhaft, wenn man es in ein leinenes Tuch wickelt und in Sand legt. Nach Ablauf von 10 bis 12 Stunden hat das Fleisch den Ueberfluß an Salzgehalt verloren. Ebenso lassen sich zu stark gesalzene Fische auf diese Weise wieder wohlschmeckend machen. — Versalzene Speisen kann man wieder verbessern, wenn man, solange dieselben noch kochen, ein weißes leinenes Tuch darüber spannt, eine Lage Kochsalz darauf ausbreitet und weiter kochen läßt. Die salzigen Dämpfe vereinigen sich mit dem oberen Salze. Versalzene Suppen verlängert man durch Zugabe heißen Wassers und gibt 1 bis 2 Löffel Suppenwürze dazu. — Jeder Salat gewinnt bedeutend an Wohlgeschmack, wenn man ihn schon einige Stunden vor dem Anrichten mit dem Oel, ohne weitere Zutaten, vermengt. Erst kurz vor dem Essen kommen die weiteren Zutaten daran. Welker Salat wird wieder frisch, wenn man ihn wäscht, schnell aus dem Wasser nimmt und naß auf eine Schüssel ausbreitet, die man mit einem Teller oder mit einer zweiten Schüssel bedeckt. — Eine halbierte, auf der sauberen heißen Herdplatte gebratene Zwiebel gibt der Suppe einen feinen Geschmack. Diese Würze gehört zu den Geheimnissen der berühmten Kochkunst.

Wildsuppe. Die Geripps und Abfälle vom Reh- oder Hasenbraten werden zerhackt, mit entsprechender Menge kaltem Wasser zum Kochen gebracht, geschäumt, gesalzen, reichlich Wurzelwerk, einige Nelken- und Pfefferkörner hinzugetan und langsam mehrere Stunden gekocht. Hat man der Portionen wegen viel Wasser auf die Knochen gegossen, so ist es rätlich, noch vorrätigen Saucenfond, etwas Jus oder Fleischextrakt mit durchkochen zu lassen. Dann wird die Brühe durchgegossen und mit braunen Buttermehl seimig gemacht, ein Eßlöffel voll Madeira oder Sherry dazu getan, mit ein bis zwei Eigelb legiert und die Suppe über gerösteten Semmelscheiben angerichtet.

Hauswirtschaft.

† **Wollkleider unzerreißt zu waschen.** Gewöhnliche Wollkleider, Kinderkleider, Knabenanzüge lassen sich auf folgende Weise sehr schön waschen. Man kocht für 10 Pfennig Quillayrinde in einem Topf Wasser auf und läßt es über Nacht stehen. Die Kleider bürstet man innen und außen gründlich aus, legt sie dann auf einen Tisch, die Röcke auf ein Plättbrett, und bearbeitet sie mittels einer Kleiderbürste gründlich mit der Quillayabrühe, doch ohne sie gar zu naß zu machen. Zuerst nimmt man alle Flecke vor, dann das ganze Kleidungsstück. Nun wäscht man mit einem in klares Wasser getauchten Schwamm die Seife gründlich heraus, wobei man immer von oben nach unten gleichmäßig streicht, bis das Wasser rein bleibt. Dann gibt man in ein Waschschüssel frisches Wasser, etwa zwei Löffel Salmiakgeist hinzu, und überreibt damit nochmals das Stück. Zuletzt hängt man es auf, bis es plättrocken ist, und plättet mit überlegten Tüchern recht sorgfältig. Ungefütterte Kleider sowie Knabenanzüge kann man auch einfach in der Brühe waschen, gefütterte Damenkleider aber dürfen nicht gewaschen werden.

† **Kleiderplüsch von Regentropfen zu reinigen.** Man hält die betropften Stellen von der linken Seite über Wasserdampf und bürstet zugleich auf der rechten Seite den Plüsch gut ab. Die entstehenden Dämpfe richten den Plüsch wieder auf. Allenfalls ist das Verfahren zu wiederholen.

Kleine Mitteilungen.

:: **Schildpatt-, Elfenbein- oder Altsilberkämme und Bürsten** dürfen nicht mit Seifenwasser gewaschen werden. Man reibt sie mit heißem Kraftmehl ab, wobei man jedesmal sehr wenig nimmt, da das Mehl oft erneuert werden muß.

:: **Wie man goldene Ketten leicht reinigt.** Man bereitet sich von warmem Wasser und geschabter, weißer Kernseife eine Lauge, gießt dieselbe in eine weithalsige Flasche oder längliches Glas, wirft die Kette hinein und schüttelt tüchtig einige Minuten, dann wird die Kette mit reinem Wasser gut abgespült. Nun schüttet man etwas Kalkpulver in Wasser, legt die Kette hinein und schüttelt nochmals tüchtig, spült mit klarem Wasser nach und trocknet die Kette zwischen feinen Sägespänen. Die Ketten haben nun ein vollkommen neues Aussehen.

:: **Lederjacken und Stiefel,** welche an feuchten Plätzen aufbewahrt und dadurch schimmlig werden, bürstet man trocken ab und reibt sie dann mit Terpentinöl ein; auf diese Weise behandelt, bleibt das Leder geschmeidig und nimmt keinen weiteren Schaden.

:: **Glenbeize.** Die Beize wird aus 1 Gewichtsteil Schwefelsäure in 15 Gewichtsteilen Wasser hergestellt, oder 800 Gr. Schwefelsäure, 10 Ltr. Wasser, 350 Gr. Salpetersäure, 60 Gr. Zink. Letztere beizt schöner. Der Behälter kann aus Sandstein oder Zement hergestellt werden, wobei alle Fugen gut ausgegossen werden. Auch ein entsprechend langer, mit Bleiblech ausgeschlagener Holzkasten, der mit Asphalt ausgegossen sein kann, genügt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Der Bauernfreund

Land- und Hauswirtschaftliche Beilage des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 1 — **Halle a. S., 3. Januar** — **1914**

Die Dungstätte.

Von **G. Wichmann**, Heilbronn a. N.

Solange die Völker als freie Nomadenstämme umherzogen, konnte naturgemäß die Düngung keine Rolle spielen. Als späterhin die Völker seßhaft und ihre Herden eingestallt waren, da brauchte man in der ersten Zeit den Stallmist auch noch nicht zu schätzen, es war noch großer Ueberfluß an Land vorhanden, im Verhältnis zu der dünnen Bevölkerung. Man dachte damals noch garnicht daran, den Stallmist zu sammeln, um ihn als Dung auf die Felder zu bringen. Gab ein Acker nicht mehr die gewünschte Ernte, so ließ man ihn jahrelang liegen und bebaute inzwischen ein anderes Stück. Ruhe und weidende Herden befruchteten das brachliegende Land. Den Stallmist empfand man in jenen grauen Vorzeiten als lästigen Ballast, man schleppte ihn an Stellen in der Nähe von Flüssen, damit eintretendes Hochwasser ihn hinwegführen und die Ansiedelungen von dem Unrat befreien konnte.

Mit der Zunahme der Bevölkerung wurden auch die Aecker knapper und allmählich brach sich bei den Völkern des Altertums die Erkenntnis Bahn, daß Düngung Ursache der Fruchtbarkeit sei. So benutzten die Bewohner des alten Aegyptens den Schlamm des Nils zu Dungzwecken und ebenso sahen wir die Juden Palästinas und Syriens schon mit Düngungsverhältnissen bekannt. In der Bibel wird das Kochsalz zum Dingen empfohlen und die Perser gaben bei Verpflanzung von Dattelbäumen den Wurzeln immer eine Beigabe von Kochsalz mit auf den Weg. Aber auch die schädliche Wirkung reichlicher Kochsalzgaben war im Altertum schon bekannt, so bestreuten die Römer die Stellen, wo ein großes Verbrechen verübt worden war, stark mit Kochsalz, um diesen Boden zur Unfruchtbarkeit zu verdammen, und auch König Ahimelek ließ nach der Zerstörung von Sichem die Aecker der Umgegend mit Salz bestreuen, um sie unfruchtbar zu machen.

Entsprechend weiter vorgeschritten sehen wir die Welt zur Römerzeit. In Sizilien, der Kornkammer des damaligen Italiens, war unter den römischen Kaisern eine reguläre Düngerwirtschaft bei den Landwirten an der Tagesordnung. Auch der Kloakenbünger der Weltstadt Rom wurde von der umgebenden Landwirtschaft schon ausgenutzt. Besonders aber schätzten die alten Römer den Vogeldung, vor allem den der Tauben. Sie hielten viele Tauben in großen Taubenhäusern, von denen oft eines mehr als 5000 Tauben umfaßte, dementsprechend war auch die Mißerzeugung. Auch andere Vögel, so Drosseln und Krametsvögel wurden in großen Vogelhäusern gezüchtet und lieferten gleichfalls erhebliche Mengen von Dung, der sehr teuer bezahlt wurde. Nur über den Gänse- und Entenmist war das Urteil ein ungünstiges.

Als dann die Lawine der Germanenwanderung über das Römerreich hinwegrollte, kam auch die Entwicklung der Landwirtschaft ins Stocken. Jahrhunderte lang lag der Ackerbau darnieder, erst unter Karl dem Großen bemerken wir im alten Deutschen Reich ein neues langsames Erblühen. Karl selbst trieb eifrig Landbau und er erließ viele Gesetze, namentlich solche, welche die Dreifelderwirtschaft geboten und regelten. Allein von einem Fortschritt auf dem Gebiete des Düngerwesens konnte nicht die Rede sein, es wurde lediglich Brachwirtschaft betrieben. Auf diesem Standpunkt blieb man dann viele Jahrhunderte stehen, über die Brachwirtschaft kam man nicht hinweg, glaubte man doch, daß in ähnlicher Weise wie der Mensch und das Tier, auch der Acker nach angestrengter Arbeit eine Ruhe haben müsse, um frische Kräfte sammeln zu können.

Aber selbst in allerneuester Zeit legte man auf Stalldung dort keinen besonderen Wert, wo Land im Ueberfluß vorhanden war, wie in manchen Staaten der nordamerikanischen Union. Man fand es dort bequemer, statt den Dung auf die Felder zu schaffen, die Blockermen abzubrechen, sobald das Land ausgenützt war, und die Farm dann an anderer Stelle wieder aufzubauen.

Um sorgfältigsten wird Düngerwirtschaft schon seit langer Zeit in China und namentlich in Japan betrieben. In diesen außerordentlich dicht bevölkerten Ländern ist die Viehzucht unbedeutend, man mußte deshalb auf Mittel sinnen, die Aecker ertragsfähig zu erhalten, und man wandte sich namentlich der Bearbeitung menschlicher Exkremente zu, die das einzige Düngemittel sind, das in Masse vorhanden ist. Diese Exkremente werden in jedem Hause sorgfältig gesammelt und auch an den verkehrsreichen Straßen der großen Städte finden sich Vorrichtungen zur Sammlung dieser Auswurfstoffe. Sie werden dann auf Transportfähigkeit vorbereitet und kommen darauf in dachfeuchtmäßig Kuchen in den Handel, und dieser spielt dort eine so große Rolle, daß er gleich dem Getreidehandel und dem von Nahrungsmitteln gewertet wird.

Bei uns ist die Düngerwirtschaft erst auf die jetzige Höhe gekommen seit sich die Chemie mit ihr beschäftigt und seit durch chemische Untersuchung der Pflanzen und des Bodens die Bedürfnisfrage des letzteren an Dungstoffen zahlenmäßig festgestellt werden kann. Die praktische Anwendung einer regelmäßigen Bodenuntersuchung ist zwar in die einzelnen oder gar kleinen Betriebe erst wenig hineingedrungen, man hält sich vorläufig noch an den der Wissenschaft aufgestellte allgemeine Grundsätze, nach denen sich die Düngerfrage regelt. Aber selbst diese werden so wenig beachtet und vielfach wird gegen die elementarsten Regeln gesündigt, die schon bei der Anlage der Dungstätte beginnen.

Da der Stallmist in frischem Zustande direkt aus dem Stalle heraus nur selten auf dem Felde zur Verwendung gelangen kann, so muß der Landwirt darauf bedacht sein, denselben in möglichst gutem Zustande zu erhalten. Dies geschieht durch Anlage einer guten Dunggrube. Die sorgfältig angelegte Düngerstätte und ein zweckmäßiges Verfahren, den Mist bis zu seiner Abfuhr auf das Feld vor Verlusten zu bewahren, ist von größerer Wichtigkeit, als noch vielfach angenommen wird. Wie oft sieht man den Stallmist einfach auf den Hof gebracht, wo der Regen seine wertvollsten Bestandteile auffängt, wie oft kann man die Jauche einfach in den Dorfteich oder sonstwie abfließen sehen, und doch enthält diese Jauche meist die wertvollsten Bestandteile des ganzen Düngers. Zwar sind von Landwirtschaftskammer bestimmte Vorschriften für nur zweckmäßig herzustellende Düngerstätten erlassen und von Kreisen und landwirtschaftlichen Vereinen werden zur Herstellung geeigneter Düngerstätten Prämien oder Beihilfen gewährt, trotzdem hat man überall immer von neuem Gelegenheit, zu sehen, wie gegen die einfachsten Regeln zur Kraftserhaltung des Stalldüngers gesündigt wird.

Um dem Stalldünger bis zu seiner Verwendung möglichst die flüchtigen und flüssigen Kraftstoffe zu bewahren, ist es nötig, gewisse Vorbedingungen zu schaffen, die die Bindung der flüchtigen Dungstoffe ermöglichen. Hierzu gehört in erster Linie die zweckmäßig angelegte Dungstätte selbst. Ihre Lage soll möglichst windfrei und schattig sein, man legt sie aus diesem Grunde gerne in geeigneter Weise neben oder hinter den Ställen an. Südlage ist angängig, wenn im Sommer das Vieh nicht im Stalle steht, sondern geweidet wird, die Westlage aber sollte möglichst vermieden werden.

Für die Größe der Dungstätte hat man bestimmte Maße aufgestellt, doch werden dieselben naturgemäß durch die Art der Wirtschaftsweise wesentlich beeinflußt. Im allgemeinen rechnet man für ein Pferd 2,5—2,8 Quadratmeter, für ein Rind 2,5—4 Quadratmeter, für ein Schaf 0,7—1 Quadratmeter und für ein Schwein 0,8—1,2 Quadratmeter.

Die Sohle der Dungstätte soll wasserdicht sein und muldenförmig angelegt werden, in der Weise, daß genügend Gefälle da ist. Sie muß an der Stallseite so angelegt sein, daß bei einem Ausstauen der Jauche diese nicht in den Stall zurücktreten kann. Ist der Boden wasserdurchlässig, so muß ein künstlicher Untergrund von Damm oder Kopfsteinpflasterung gemacht werden, deren Fugen mit Zement zu versichern sind. Eine 16 Zentimeter starke Zementbetonschicht kann hier auch ihre Dienste tun und unter Umständen genügt auch eine Tonschicht von 25—30 Zentimeter Stärke. Ist aber allzu durchlässiger, fester Untergrund gewachsenen Bodens kann sogar einer künstlichen Befestigung überhaupt entbehren, da die Jauche die wenigen und engen Poren des Bodens verschließt und so dem Abflusse unmöglich macht. Sehr zu beachten ist, daß die Dungstätte nicht von dem Dachwasser der nächstgelegenen Gebäude überflutet werden kann. Eine Umwälzung des Dungbodens mit einer 30 Zentimeter über ihren Rand hochgehenden Betonmauer kann aus diesem Grunde sehr zweckmäßig sein.

Den tiefsten Punkt der Dungstätte bildet die Jauchegrube, deren Größe aus der Kopfzahl des Viehes berechnet wird. Bei Trockenfütterung genügt 0,16—0,2 Kubikmeter pro Kopf, bei nasser Fütterung mit Schlempe muß 0,3—0,4 Kubikmeter genommen werden, wenn man die Jauche nicht öfter abfahren will. Die Jauchegrube muß unbedingt wasserdicht hergestellt sein, am besten aus Ziegelmauerwerk in Zementmörtel oder aus Beton, auch ist sie sicher abzudecken.

Um den Dünger vor Regen, besonders aber vor Sonnenschein, zu schützen, hat man schon Ueberdachungen hergestellt. Dieselben sind sehr zweckmäßig, man sollte deshalb eigentlich die Kosten dafür nicht scheuen. Ein leichtes Gerüst, mit Wettern und Dachpappen benagelt, erfüllt sehr gut seinen Zweck, nur sorge man dann auch in bereits beschriebener Weise dafür, daß das abfließende Regenwasser nicht in die Dungstätte zurückfließen kann.

Wichtig für die Konservierung des Düngers ist auch die Art die Aufschichtung. Beim Ausbringen des Mistes aus den Ställen achte man deshalb darauf, daß der Dünger der verschiedenen Tierarten möglichst gemischt auf der Dungstätte zu liegen kommt und daß er nicht nur regellos hinausgeworfen wird, um ihn loß zu sein, er ist vielmehr sorgfältig aufzuschichten und dann ordentlich festzutreten. Wenn die Zeit es irgend erlaubt, so empfiehlt es sich sogar, Mist von verschiedenen Tierarten mit der Hacke durcheinander zu rühren, es wird dadurch eine viel gleichmäßigere Vergärung erzielt und auch die Temperatur des Haufens wird damit reguliert, indem kalter und hitziger Mist ordentlich durcheinander kommt.

Das Festtreten des Düngers beim Aufbringen ist unbedingt nötig, von Zeit zu Zeit sollte man ihn dann aber noch durch Rindvieh oder Pferde nachtreten lassen, indem man die Tiere längere Zeit auf dem Dunghaufen unbeschirrt. Es entstehen eben durch die Vergärung stets Hohlräume, die ziemlich groß werden können und eine weitere ordnungsmäßige Vergärung hindern. Ein ordentliches Festtreten schützt den Stallmist außerordentlich vor Sickerstoffverlusten. Empfehlenswert ist es auch, den Dunghaufen mit Torf oder Moorerde zu bedecken, in Heidegegenden nimmt man zu dem Zweck Heideplacken; wo immer in der Nähe des Hofes sich Moorerde befindet, sollte man diese Mühe nicht scheuen, sie bezahlt sich gut.

Ueber den Wert der Kleie

äußert sich nach dem „Northwestern Miller" ein amerikanischer Viehzüchter und Molkereibesitzer infolge einer Anfrage nach dem vorteilhaftesten und besten Viehfutter wie folgt:

„Kleie ist das beste Viehfuttermittel. Ich verwende sie jederzeit, weil sie alle andern Futtermittel an Güte weit übertrifft. Sie fördert die Verdauung des Viehs, weil sie in den Verdauungswegen kühlend wirkt. Ich möchte nicht ohne Kleie sein, selbst wenn eine Tonne 50 Dollar kosten sollte. Wenn ein Tier noch so krank ist, so daß es kaum aufstehen kann, und man gibt ihm einen heißen Kleiebrei, so nimmt es ihn wie ein Kind die Milch. Kleie ist für das Vieh, was Milch für den Menschen ist . . ."

„Sie ist eins der zuverlässigsten Futtermittel, weil höchst konzentrierte Futtermittel einfachen Landwirten nicht zu empfehlen sind, weil sie nie wissen, was darin ist. Zum Beispiel hofft jemand, sein Vieh besonders gut zu behandeln, wenn er es nur mit Kiebermehl füttert, schadet aber seinen Tieren dadurch nur und verursacht sich hohe Kosten . . ."

„Die gemischten Futtermittel, die im Handel sind, haben alle ihre Grundlage in den wohlfeilen Abfällen, die sich jemand zu möglichst hohen Preisen, oft sogar betrügerisch, von Halle schafft. Man verkauft sie an die Landwirte, die gar nicht wissen, was in ihnen enthalten ist, und diese glauben den Beschreibungen der Händler und müssen dann sehen, wie sie sich mit dem Gekauften abfinden."

Das ist das Zeugnis eines erfahrenen Viehhalters, der zwar auch konzentrierte Futtermittel kauft, aber nur auf Grund von Analysen; er vermischt sie mit reinen Mehlabfällen, die die Grundlage seiner Futtermittel bilden.

Aehnlich lautet die Erklärung eines Schafzüchters aus Michigan, der im „Michigan Farmer" wie folgt ausführt:

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140103025/fragment/page=0001

„Je mehr Tiere ich züchte und beobachte, um so höher schätze ich den Wert der Kleie als eines wichtigen Teiles des Getreides ein. Ich bin sicher, nicht zu übertreiben, wenn ich feststelle, daß Weizenkleie leider von Landwirten und Viehzüchtern noch lange nicht nach ihrem vollen Werte erkannt ist. Sie enthält nicht nur viel Eiweiß, sondern auch viel grobe Stoffe in den Körnerteilchen, daß sie allen Futtermitteln, mit denen sie verbunden wird, eine bedeutenden Mehrwert verleiht. Bei der heutigen Preisstellung ist Weizenkleie das wertvollste und sparsamste aller Futtermittel. Es kann in jeder beliebigen Menge verfüttert werden, ohne den Tieren zu schaden durch Appetit- und Nährwertstörungen. Es sollte das Bestreben eines jeden Müllers sein, den Nährwert der Futterstoffe gemäß den Erfahrungen der Viehzüchter auszubilden. Erfahrene Viehzüchter schätzen schon jetzt die Mühlenabfälle, besonders die Kleie, sehr hoch, aber die weniger gut Unterrichteten werden leicht verführt, die sogenannten konzentrierten Futtermittel zu verwenden, die aber in Wirklichkeit trotz der hohen Preise wohlfeile, oft genug sogar wertlose Bestandteile enthalten, die irgend jemand versucht, zu möglichst hohen Preisen loß zu werden."

Bei dem Widerstreit zwischen Kleie und Mischfuttermitteln liegt die Sache ähnlich wie bei dem zwischen Feinbrot- und Vollkornbrot. Die Mischfutter werden als Allheilmittel für alle Tiere dargestellt, gerade wie die Vollkornbrote aller Art als „Gewebebildner" und „Gehirnnahrung" für Menschen. Eine gewisse Unterstützung finden diese Bestrebungen durch die Pseudo-Wissenschaftler der Regierung und die unerfahrenen Gesetzgeber in der Klassifikation von reinen Mühlenfuttermitteln und von Mischungen und Zusammensetzungen.

Deshalb sollten die Müller stets nachdrücklich und ganz kräftig dafür wirken, daß Kleie, weil alle Bestandteile eines vollwertigen Futters enthaltend, als das beste Viehfuttermittel anerkannt wird.

Wie wir heizen sollen.

Die Art der Heizung wird beim Bau eines Hauses festgelegt und kann nur durch umständliche und kostspielige Umbauten geändert werden. Die Zahl der Heizungsarten hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich vermehrt, nicht nur durch die Einführung der Zentralheizung, sondern auch durch die Benutzung neuer Heizmittel, insbesondere der Elektrizität. An die Bedienung machen die einzelnen Heizungsarten sehr verschiedene Ansprüche, von deren Erfüllung nicht nur die Wirkung, sondern auch der Verbrauch an Brennstoff abhängt.

Eine gute Anlage ist freilich stets die Voraussetzung, die erfüllt sein muß, wenn eine gute Bedienung einen Erfolg nach den beiden Richtungen der Wirkung und der Sparsamkeit erzielen soll. Die älteste und einfachste Art der Heizung, die jetzt eigentlich nur noch als Luxus zugunsten des Behagens auch in ganz neuen Häusern vorgezogen wird, ist der Kamin. Er findet übrigens die Zustimmung der Hygiene in hohem Grade, weil er die Lufterneuerung in den Räumen geradezu begünstigt wenn er so angelegt ist, daß ein zuverlässiger Zug gewährleistet ist. Das ist nun leider nicht immer der Fall, und damit wird dann auch dies Lob hinfällig. Die Ausnutzung der Heizkraft, gleichviel ob sie von Holz, Koks oder Kohle bezogen wird, ist äußerst gering. Sie beträgt nämlich höchstens ein Fünftel der erzeugten Wärmemenge. Um einen Kamin zu sitzen, ist also sehr behaglich, aber auch verschwenderisch.

Der Kachelofen, der dazu erfunden worden ist, wenigstens einen Teil der im Kamin vergeudeten Wärme längere Zeit aufzuspeichern, hat im Laufe der letzten Jahrzehnte alle möglichen Formen und Bauarten durchgemacht. Seine Urheimat ist übrigens Skandinavien. Der wesentlichste Nachteil, der mit ihm verbunden ist, beruht in der Langsamkeit seiner Erwärmung, der freilich auch ein langsameres Erkalten entspricht. Immerhin ist auch hier die Ausnutzung der Heizkraft eine sehr geringe. Von eisernen Oefen kann man heute beinahe ganz absehen. Sie erwärmen sich zwar rasch, schaffen aber wegen ihrer geringen Strahlungsfläche in jedem größeren Raum Gegensätze von kalten und überheizten Zonen. Dazu kommt, daß sie die Luft durch Entweichen von Verbrennungsgasen in bedenklichem Grade verschlechtern. Aus diesem Grunde werden eiserne Oefen jetzt fast nur noch mit Gasheizung benutzt. Diese hat sich durch einen verhältnismäßig billigen Betrieb und durch schnelle Wirkung empfohlen, außerdem durch die Einfachheit des Anzündens, den Verzicht auf jede Bedienung, Staubfreiheit und geringen Raumanspruch, der auch einen schnellen Transport von einem Raum in den anderen gestattet. Bei einer guten Bauart und Regelung ist auch ein geruchloser Brand zu erwarten. Die Gasöfen würden demgemäß eine noch viel größere Verbreitung gewonnen haben, wenn nicht immer das Gespenst hinter ihnen stünde, daß einmal durch fahrlässige Oeffnung eines Hahns eine Gasvergiftung zustande kommen könnte. Wenn vorsichtige Leute im Schlafzimmer Gas nicht einmal für die Beleuchtung brennen, so werden sie sich erst recht nicht auf einen Gasofen einlassen, falls sie in einem geheizten Zimmer zu schlafen wünschen.

Nun käme das große Gebiet der Zentralheizung, über das so viel gearbeitet, geschrieben und gestritten worden ist, daß wenige Worte der Auseinanderletzung genügen können. Ueber die Vorzüge der Zentralheizung — das kann man wohl sagen — ist alle Welt einig. Die Heizung einer großen Wohnung oder eines ganzen Hauses oder gar einer Gruppe von Häusern von einer einzigen Stelle aus bringt so viel Bequemlichkeit und Ersparnis mit sich, daß ein Einsprch gegen diesen Fortschritt unmöglich ist. Die Art aber, wie die Zentralheizung angelegt und betrieben werden soll, bietet viele Möglichkeiten, die sehr verschieden bewertet werden. Selbst wenn von einem entscheidenden Sieg der Warmwasserheizung über die Dampf- und Luftheizung gesprochen werden darf, ist damit das letzte Wort noch lange nicht gefallen. Der verhältnismäßig große Wasserverbrauch, die Notwendigkeit einer fast ständigen Ueberwachung, die größere Umständlichkeit in der Bedienung des Zentralofens, die Unschönheit der Heizkörper, die durch eine Verkleidung nur gemildert werden kann, die immerhin noch manchmal mögliche Möglichkeit der Regulierung in den einzelnen Räumen, und endlich, was am häufigsten hervorgehoben wird, die zu starke Austrocknung der Zimmerluft sind Nachteile aller bisherigen Systeme der Zentralheizung. Als größter Vorteil soll dagegen nachdrücklich betont werden, daß diese Heizungsart vor allem gestattet, eine ausgiebige Lüftung der Zimmer auch im Winter durchzuführen. Die elektrische Heizung ist noch zu kostspielig und daher zu wenig verbreitet, um mit den älteren Arten in wirksamen Wettbewerb treten zu können.

Die Beziehung der Influenza zu Hals- und Lungenkrankheiten.

Die Influenza ist, um einen allerdings etwas gewagten Ausdruck zu gebrauchen, die populärste aller Krankheiten geworden. Daran zählt in erster Linie selbstverständlich die Plötzlichkeit und Schnelligkeit der Epidemie Schuld, mit der diese Krankheit vor etwa 20 Jahren auftrat. Außerdem aber ist es für viele Leute eine unwiderstehliche Verführung, für eine Erkältung oder irgend eine Art von Unwohlsein eine gelehrt klingende Bezeichnung zu gebrauchen. Wenn alle Erkrankungen, die von dem Betroffenen selbst oder auch von den Aerzten als Influenza benannt worden sind, wirklich diesem Leiden zuzuschreiben gewesen wären, dann müßte es in der Tat eine erstaunliche Verbreitung besitzen. Das ist nun aber sicher nicht der Fall, und die echte Influenza kommt jetzt, von einzelnen Epidemien abgesehen, vielleicht gar nicht besonders oft vor. Allerdings muß es im allgemeinen zugegeben werden, daß die Feststellung der Influenza zuweilen schwierig ist und jedenfalls besondere Mühe nahmen erfordert, die nur verhältnismäßig selten zur Anwendung kommen. Am leichtesten ist die Ermittlung, wenn an einem Orte eine größere Zahl von gleichartigen Erkrankungen eingetreten ist und der Bacillus influenzae, der 1892 als Erreger nachgewiesen wurde, in dem Ausscheidungen der Nase, des Rachens oder der Luftröhre der Patienten gefunden wird. Dann kennzeichnet sich die Krankheit auch nach ihrem Verlauf ziemlich scharf durch ihren plötzlichen Beginn, große Schwäche und Niedergeschlagenheit, unregelmäßiges Fieber und einen Katarrh eines Teiles der Atmungsorgane.

Bei Epidemien ist also die Feststellung der Influenza ziemlich leicht. Handelt es sich aber nur um einzelne Erkrankungen, so läßt sowohl die bakteriologische wie die klinische Beobachtung häufig uns im Stich. Daher liegt der Schluß nahe, daß die großen Zahl von Erkrankungen, die fälschlich als Influenza bezeichnet werden, eine vermutlich kleinere gegenüber steht, in denen tatsächlich Influenza vorhanden ist, aber nicht erkannt wird. Während der letzten 10—12 Jahre sind nämlich eigentliche Influenzaepidemien recht selten gewesen, und in manchen Ländern ist der von Pfeiffer entdeckte Bazillus überhaupt nicht mehr gefunden worden, so daß ernste Zweifel entstanden sind, ob das, was heute selbst die Aerzte für Influenza halten, stets auf diesen Keim zurückzuführen ist.

Von den Erkrankungen, die in den Krankenhäusern als Influenza bezeichnet worden sind, hat nach verschiedenen fachmännischen Veröffentlichungen nur etwa die Hälfte die Gegenwart des Influenzabazillus ergeben. Daraus würde der Schluß zu ziehen sein, daß sich die epidemische und die endemische Form der Influenza überhaupt unterscheiden, einmal in dem zeitweiligen Fehlen des Bazillus, dann auch darin, daß die endemische Form weit weniger ansteckend ist. Baumgarten hat schon darauf hingewiesen, daß dieser Unterschied vielleicht ein ähnlicher ist wie der zwischen der asiatischen oder echten Cholera und der sogenannten Cholera nostras. Die Frage wird noch verwickelter dadurch, daß Leute, die Influenza gehabt und völlig überwunden haben, den Bazillus oft noch jahrelang mit sich herumtragen, wie es ja auch bei anderen Krankheiten, insbesondere beim Typhus der Fall ist, nur daß diese Bazillenträger bei der Influenza keine Gefahr für eine weitere Ansteckung zu sein scheinen. Endlich ist noch zu berücksichtigen, daß es eine ganze Reihe von Bakterien gibt, die eine erstaunliche Aehnlichkeit mit dem Influenzabazillus besitzen, und ihre Unterscheidung ist um so schwieriger, als dafür das Mittel des Tierversuchs nicht gebraucht werden kann, da bisher kein Tier bekannt ist, das für die echte Influenza anfällig ist. An einem großen Londoner Krankenhaus sind während der letzten Jahre eingehende Untersuchungen über die Häufigkeit der Influenza und über ihren Zusammenhang mit anderen Hals- und Lungenkrankheiten angestellt worden. Nicht weniger als 4000 Patienten wurden zu diesen Forschungen herangezogen. Auch hier ergab sich übrigens, daß die Bezeichnung Influenza meist von den Kranken, seltener von den Aerzten gegeben wurde. Immerhin blieben noch genug Fälle übrig, die einen Beweis gaben, wie oft Leiden der Atmungsorgane mit Influenza beginnen oder später damit in Verbindung kommen. Von 416 Schwindsüchtigen hatten 112 am Anfange ihres Leidens Influenza gehabt, 122 einen oder mehrere Anfälle, nachdem die Tuberkulose bereits erkannt worden war. Dazu kamen noch 30 unsichere Fälle, so daß mindestens bei der Hälfte der Kranken eine Mitwirkung der Influenza bei der Schwindsucht nachweislich war. Noch größer war das Verhältnis bei nichttuberkulösen Erkrankungen der Lunge und der Luftröhre, nämlich 397 Fälle mit Influenza von insgesamt 642. Daraus geht hervor, wie außerordentlich wichtig die Ueberwindung aller Schwierigkeiten ist, die sich dem rechtzeitigen und sicheren Nachweis der Influenza entgegenstellen.

Mehlprüfungen.

Zur Untersuchung von Mehlproben werden gewöhnlich zwei verschiedene Mittel angewandt. Das eine Verfahren ist vom Pekar eingeführt und besteht darin, kleine Mengen der einzelnen Sorten nebeneinander auf eine dünne Glasstafel zu bringen und dann mit einem anderen Glas zu pressen, bis die Oberfläche ganz glatt wird. Die Glastafel wird dann mit diesen Mehlflecken vorsichtig in reines Wasser gebracht, dann herausgenommen und in einem staubfreien Raum aufgestellt, damit das Wasser wieder abläuft. Nachdem die Mehlproben wieder getrocknet sind, zeigt sich jeder Fehler der Farbe aufs deutlichste. Das andere Mittel, das schon seit alter Zeit gebraucht wird, ist in mancher Hinsicht noch vorzuziehen. Man bringt eine kleine Mehlmasse zwischen den Fingern oder in einer kleinen Schale und prüft sie dann auf ihre Zähigkeit und Trockenheit. Auf diesem Wege lassen sich mehrere wichtige Eigenschaften des Mehles beobachten. Bleibt der Teig zwischen den Fingern nach gründlichem Kneten „stickig", so darf man den Schluß ziehen, daß er beim Backen nicht ganz geeignet ist. Ist er weich und zum Verlaufen geneigt, so wird er ein kleines dickes Brot ergeben. Ein dichter Teig deutet auf einen großen Stärkegehalt und geringe Kraft. Ein starkes Mehl verrät sich durch seine Verstichtigkeit, Wasser aufzusaugen und so einen reinen Teig zu geben, der beim Auseinanderziehen große Zähigkeit beweist. Läßt man eine Teigkugel einige Stunden liegen, so fältigen sich die Körner und hängen noch zäher zusammen, so daß sie nur durch einen ziemlich scharfen Druck zu trennen sind. Ein Mehl mit diesen Eigenschaften kann als vertrauenswürdig betrachtet werden. Man kann den Teig auch in ein Tuch einbinden und kochen.

Diese Verfahren, die wegen ihrer Einfachheit vielleicht nie aussterben werden, da sie von jedem Müller angewandt werden können. Außerdem hat die Neuzeit besondere Apparate zur Verfügung gestellt, wie das Zintometer und das Aleurometer, aber ihre Benutzung setzt chemische Kenntnisse und einen erheblichen Aufwand an Zeit und Geduld voraus. Sie haben infolgedessen bisher keine rechte Verbreitung erworben. Das sicherste Mittel für große Gefahren und es ist deshalb auf sehr kräftigen, reinen Feldern eine Aussaat ohne Ueberfrucht vorzuziehen. Da das Kleegras in diesem Falle schon im ersten Jahre mehrere Schnitte liefert, so ist der Ertrag auch ohne Ueberfrucht vollständig befriedigend. Am empfehlenswertesten zu einer möglichst gleichmäßigen Verteilung des Samens ist hierbei die Kreuzsaat, indem die Hälfte des Samens nach der Länge und die andere Hälfte der Breite des Feldes nach ausgesät wird. Die allerdings etwas größere Mühe wird durch gleichmäßigen Stand der Saaten belohnt. In Fällen aber, in denen die Aussaat unter eine Ueberfrucht wirtschaftlich geboten ist, empfiehlt es sich, nicht mehr als die Hälfte des zu einer gewöhnlichen Saat erforderlichen Getreides zu verwenden. Am einfachsten geht natürlich die Unterbringung der Drillkultur vor sich. Bei breitwürfiger Saat ist zuerst die Ueberfrucht auszugeben, dann die größeren Grassamen (z. B. Raygras) und schließlich die feineren Gras- und Kleesamen, darauf das Ganze zu überwalzen.

Haus- und Zimmergarten.

** **Düngung der Obstbäume.** Zur Düngung junger Obst- und Alleebäume verwenden wir seit einigen Jahren Kali-Ammonial-Superphosphat mit bestem Erfolge. Dasselbe enthält sieben Prozent wasserlösliche Phosphorsäure, zehn Prozent leichtlösliches Kali und zwei Prozent leichtlöslichen Stickstoff. Es bietet also dem jungen Baume in der

Hauptsache alles, was derselbe zur Ernährung braucht. Dabei ist seine Anwendung eine sehr einfache. Wegen seiner leichten Löslichkeit werden ein bis zwei gute Hände voll rings um den Baum ausgestreut und leicht untergehackt. Wir haben bei Frühjahrsdüngung stets in demselben Jahre noch eine ganz augenfällige Wachstumszunahme beobachtet.

** **Ergänzung abgestorbener Bäume.** Soll an die Stelle eines abgängigen Baumes ein junger geplanzt werden, so muß der Stock rein ausgemacht werden. Die Baumgrube wird sodann tiefer und breiter als gewöhnlich gemacht und mit anderer Erde aufgefüllt. Mit den Obstarten ist aber zu wechseln. Baumgärten, welche neu angepflanzt werden, werden einige Jahre lang unter den Pflug genommen. Bei der Neubepflanzung kommen die Bäume an die Stellen zu stehen, wo seither keine Bäume gestanden haben.

** **Das Bedecken der Spaliere zum Schutze vor Frösten** ist beendet. Keine Lücke zeigt die grüne Wand der Tannenreisige. Wohl aber kommen die heftigen Winde und zausen an der frisch gemachten Arbeit. Das Reisig hebt sich, die Nadeln fallen frühzeitig durch das Aneinanderscheuern ab und wohl auch hier und da bricht unter dem Reisig ein nicht widerstandsfähiges Astchen. Um diesem Schaden vorzubeugen, heftet man quer über die Tannenzweige in Zwischenräumen von einem halben Meter, je nach der Länge der Zweige, Bohnenstangen. Auf diese Weise bleiben die Zweige während des Winters in der ihnen angewiesenen Ordnung und kein Entblößen verursacht den jungen Aestchen ein frostiges Schaudern.

** **Die Johannis- und Stachelbeeren** tragen ihre Früchte wie das Steinobst an einjährigem Holz und zwar bilden die untersten Augen die schönsten Beeren. Man kürzt deshalb die Jahrestriebe an 5—6 Augen ein, um besseres Fruchtholz zu erzielen. Alte Zweige und solche, welche in das Innere hineinwachsen, werden herausgeschnitten, damit die Sonne Zutritt bekommt. Zeigt sich nach einer gewissen Zeit der Holztrieb schwächer und erscheinen kräftige Wurzelschößlinge, so ist dies ein Zeichen, daß der Strauch altersschwach wird. Man sägt daher das alte Holz weg und läßt die stärksten Sprößlinge stehen, welche bei entsprechender Düngung wiederum einen schönen Strauch geben. Als passende Dünger sind Holzasche und Latrinendünger allen anderen Düngemitteln vorzuziehen.

** **Dünger für den Gemüsegarten.** Unter dem tierischen Dünger nimmt wohl der Rindviehdung den ersten Platz ein und ist am tauglichsten für fast alle Gemüsearten, denn er ist kräftig, mild und nie zu hitzig. Pferdemist ist zu trocken und wegen seiner teilweise sehr scharten Bestandteile den Pflanzen oft sehr nachteilig. Mit alter Gerberlohe und Kalk vermischt, wird er weniger verlustig, gibt er jedoch einen vorzüglichen Dünger. Schaf- und Ziegenmist können die Pflanzen nur in geringer Menge vertragen; Schweinemist ist zu kalt und träge, Geflügelmist zu hitzig und nur bei einigen Gemüsearten mit Vorteil zu verwenden. Die menschlichen Exkremente düngen zwar sehr stark, sind weniger hitzig als Pferde- und Schafmist, dürfen aber ihrer obenden Eigenschaften wegen nie in frischem Zustande, sondern nur als Kompostdünger in Anwendung kommen. Unter den festen, nicht tierischen Dungstoffen sind Schlamm und Straßenkot, Malzkeime, Knochenmehl, Hornspäne, und besonders Ruß, Holzkohle und Asche sehr kräftige Düngemittel. Für Blumenkohl, alle übrigen Kraut- und Kohlarten, Salate und Sellerie ist die Anwendung der konzentrierten Düngemittel, Phosphat, Kali und Chilisalpeter, von gutem Erfolg begleitet.

** **Sollen Pelargonien** in einem verhältnismäßig ungünstigen Raume, wie Keller, überwintert werden, so müssen ihnen sämtliche Blätter bis auf 3—4 Blattstielstumpfe abgeschnitten werden. Aber abschneiden, nicht abreißen, weil jede, auch die kleinste Verletzung, sofort fault. Alle Blätter verwelken, versaulen doch nur und erzeugen Fäulnis an den Stengeln. Für günstige Ueberwinterungsräume gilt dieser Rat natürlich nicht.

** **Maltbegonien zu vermehren.** Mancher hat eine alte Blattbegonie die ihm lieb ist, doch sie hat sich verzweigt und treibt nur noch kleine Blätter. Teilen läßt sie sich nicht, und die Vermehrung durch Blätter gelingt ihm nicht leicht. Es lassen sich aber auf folgende Weise kräftige Pflanzen davon ziehen: Man setzt einen Topf mit Torfmull (sich nehm von dem Torfmull, in welchem ich meine Frühkartoffeln erhielt), mit etwas Sand vermischt, unter eine Abzweigung der Blattbegonie. Vorher schneidet man die Stelle, an welcher der Stiel des ersten Blattes sitzt, von unten flach an. Wenn nötig, hält man das Blatt auf dem Topfe fest. Nach einigen Wochen wird man sehen, wie der Absenker seine roten Wurzeln gierig in den Torfmull schickt; dann ist die Zeit, die Verbindung mit dem alten Stock nach und nach durchzuschneiden.

Landwirtschaft.

[] **Zufriedenstellende Heuernte.** Erzielt wird sie durch Dünger. Eine mittlere Wiesenheuernte von 4000 Kilo auf 1 Hektar entzieht dem Boden ungefähr 125 Kilo Kali und 38 Kilo Phosphorsäure. Wählt man zur Zuführung des nötigen Kalis den Kainit (mit 12,4 Prozent r. Kali), so berechnet sich der Bedarf auf etwa 1000 Kilo auf 1 Hektar, d. h. 2½ Doppelzentner auf den Morgen, während die Phosphorsäure in Form von rund 300 Kilo Thomasmehl, also mit etwa 0,75 Doppelzentner auf den Morgen, gegeben wird. Anstatt des Kainits kann man (in größerer Nähe der Kaliwerke) entsprechende Mengen Carnallit (etwa 9 Prozent r. Kali enthaltend), bei erheblichen Entfernungen aber das 40prozentige Kalidüngesalz verwenden. Entscheidend sind dabei nicht nur die Eisenbahnfrachtkosten, sondern auch die Ausgaben für Abfuhr und Ausstreuen der größeren oder geringeren Mengen. Sind die Wiesen in guter Kultur und bereits seit mehreren Jahren mit Kali und Phosphorsäure gedüngt, so genügen vielleicht schon 2 Doppelzentner Kainit und 0,5 Doppelzentner Thomasmehl für den Morgen; die Gaben noch weiter herunterzusetzen, erscheint aber nach den gemachten Erfahrungen nicht angängig. Der Ersatz der durch die Erntemengen dem Boden entzogenen Nährstoffe soll vielmehr stets ein ausreichender und regelmäßiger sein, sonst ist zu befürchten, daß der Bestand der einmal gewonnenen wertvollen Futterpflanzen geschmälert wird und die Erträge wieder zurückgehen. Schließlich sei auch noch darauf hingewiesen, daß es von größter Wichtigkeit ist, die gedüngten Wiesen mit der Egge zu bearbeiten. Am besten dürfte dies geschehen, wenn der Boden im Frühjahr einige Zoll tief aufgetaut ist. Dadurch wird der Grasnarbe mehr Luft und Licht zugeführt, zwei Faktoren, die zur gedeihlichen Entwickelung der Pflanzen unbedingt notwendig sind.

[] **Das Säen von Klee- und Grassamen.** Die Aussaat erfolgt entweder vor oder als Untersaat, und zwar in den Monaten März oder April. Eine Ueberfrucht hat den Vorteil, daß sie den jungen Klee- und Graspflanzen Schutz gewährt, andererseits aber auch den Nachteil, daß sie ihnen den Raum, das Licht und die Nahrung entzieht. Ebenso trägt eine starke Ueberfrucht sehr zur Austrocknung des Bodens bei. Diese Uebelstände bringen der jungen Kleegrassaat ernste Gefahren und es ist deshalb auf sehr kräftigen, reinen Feldern eine Aussaat ohne Ueberfrucht vorzuziehen. Da das Kleegras in diesem Falle schon im ersten Jahre mehrere Schnitte liefert, so ist der Ertrag auch ohne Ueberfrucht vollständig befriedigend. Am empfehlenswertesten zu einer möglichst gleichmäßigen Verteilung des Samens ist hierbei die Kreuzsaat, indem die Hälfte des Samens nach der Länge und die andere Hälfte der Breite des Feldes nach ausgesät wird. Die allerdings etwas größere Mühe wird durch gleichmäßigen Stand der Saaten belohnt. In Fällen aber, in denen die Aussaat unter eine Ueberfrucht wirtschaftlich geboten ist, empfiehlt es sich, nicht mehr als die Hälfte des zu einer gewöhnlichen Saat erforderlichen Getreides zu verwenden. Am einfachsten geht natürlich die Unterbringung der Drillkultur vor sich. Bei breitwürfiger Saat ist zuerst die Ueberfrucht auszugeben, dann die größeren Grassamen (z. B. Raygras) und schließlich die feineren Gras- und Kleesamen, darauf das Ganze zu überwalzen.

Selbstgemachter Apfelwein.

Die Zeiten, in denen man Bier und Wein im Hause herstellte, sind längst vorüber, und selbst für die harmloseren Stoffe, wie die Apfelweine, gilt die Regel, daß man ihre Bereitung den Fabriken überläßt und sie fleischweise einkauft. Bei diesen könnte man aber noch am ehesten eine „Kaufmache" wieder aufnehmen, während Wein nicht überall wächst, und Bier ganz sicher niemals mehr zu einem Gegenstand der Hausindustrie werden wird.

Der altbekannte Manchester Guardian veröffentlicht ein Rezept zur Selbstherstellung von Apfelwein, das er den Versuchen eines Mitarbeiters verdankt. Man nehme einen oder zwei große Steintröge von etwa 1½ Liter Inhalt und rechne auf jeden 5 Pfund saftiger Aepfel, die durchaus nicht fehlerlos zu sein brauchen, sondern auch angeschlagen sein dürfen, wenn sie nur genug Saft haben. Sie werden gründlich gewaschen, in Achteln geschnitten und dann jedes Stück gut in einem Mörser gestoßen, bis es ganz zermalmt ist. Man kann die Aepfel auch in ganz kleine Stücke schneiden, stets aber ohne sie zu schälen. Dann kommen sie in den Krug. Man nehme dann etwa 60 Gramm gut gewaschene Korinten, die Hälfte großer Trauben und ½ Pfund braunen Zucker hinzu. Im übrigen wird der Krug mit Wasser aufgefüllt und mit einem grohen flachen Korken dicht verschlossen. Da die Gärung diesen doch herausdrücken würde, muß er noch mit einem Stein oder anderem Gewicht beschwert werden. Der Krug wird nun an einem trockenen Platz belassen und der Inhalt von Zeit zu Zeit umgerührt. Nach zwei oder drei Wochen kann dann der Apfelwein abgefüllt werden. Am besten eignen sich zu seiner Aufnahme Flaschen mit einem Gummiverschluß. Zu diesen muß er noch mindestens zwei Wochen stehen, bis er trinkbereit ist. Aus dem Rückstand in den Kriegen läßt sich noch ein zweiter „Aufgutß" herstellen, indem sie nochmals mit Wasser aufgefüllt werden und einen neuen Zusatz von ½ Pfund Zucker erhalten.

Selbstverständlich wird diese zweite Auflage minderwertig, aber doch immer noch zu einem gesunden und schmackhaften Getränk, das sich namentlich für Kinder und Kranke eignet. Etwas einfacheres läßt sich eigentlich gar nicht denken, und manche Hausfrau wird sich versucht fühlen, dies Rezept nachzuprüfen und gewiß häufiger anwenden, wenn das Ergebnis sich als schmackhaft genug erweist.

Tier- und Geflügelzucht.

†† **Eine vortreffliche Nervensalbe** sowohl für steife, hinkende und unsicher gewordene Pferde, als auch zur Erhaltung derjenigen Pferde, die stark geritten worden sind, ist ein halbes Liter gequetschte, grüne Wachholderbeeren. Man schüttet diese in eine Flasche, gießt ein halbes Liter Weingeist darauf, verkorkt die Flasche und läßt sie 48 Stunden auf dem Ofen oder in diesen Nähe stehen. Alsdann zerläßt man zwei Pfund frische Butter, sobald diese erkaltet ist und zu gerinnen anfängt, rührt man den von den Wachholderbeeren abgeseihten Weingeist nach und nach darunter, woraus eine Salbe entsteht, die man auf die Knie, Nerven und andere Teile jeden dritten oder vierten Tag stark einreibt und damit bis zur merklichen Besserung fortfährt. Erfolgt Besserung, so reibt man nur alle 6—7 Tage noch etwas ein. An den Tagen, an welchem keine frische Salbe genommen wird, muß man die an den Haaren hängende Fettigkeit mit der Hand einreiben. Die Salbe verwahrt man in einer blechernen Büchse, damit der Geist nicht verfliegt, und zu jedesmaliger Einreibung nimmt man davon eine welsche Nuß groß auf jeden Fuß.

†† **Wenn ein Tier scheu wird,** so ist es in der Regel nicht als Störigkeit und Eigensinn aufzufassen, sondern als Erschrockenheit und Furcht, indem das Tier oft mehr sieht als wir und die Gegenstände anders auffaßt als wir: ein Tier hat auch Angst, und daraus ist oft viel zu erklären.

†† **Die Berühmtheit des Kalbs- oder Mützhiebers** soll möglich sein, wenn nach der folgenden Vorschrift gehandelt wird. Man gebe Kühen, die sich durch große Milchergiebigkeit auszeichnen, acht Tage vor der Geburt nur eine halbe Ration Futter; statt des Rauhfutters reiche man am Tage des Kalbens zur leicht verdaulichen Tränke, und mindestens vier Tage nach der Geburt wiederum nur eine halbe Portion Rauhfutter. Bei großem Milchreichtume sind solche Kühe vor dem Kalben zu melken, nach dem Kalben so oft wie möglich. Es empfiehlt sich, daneben die Verabreichung eines Abführmittels am Tage der Geburt oder vorher (Glauberzsalz 1—2 Pfund in Verbindung mit Schleim und Oel). — Jedenfalls versuche man diese Mehrregel bei vorkommenden Fällen namentlich in Ställen, wo diese Krankheit schon Opfer gefordert hat.

†† **Oft kommt es vor, daß Schweine eine harte, krustige Haut bekommen,** schlecht fressen und infolgedessen abmagern. Diesem Uebel abzuhelfen, wasche man die Schweine zunächst mit Seifenlauge. Nachdem sich hierdurch die krustige Haut gelöst hat, bestreiche man dieselbe mit Milchrahm oder gutem, nicht ranzigem Oel. Sollte eine Waschung nicht zur Lösung der harten Haut genügen, so muß erstere am nächsten Tage fortgesetzt werden. Die Schweine bewahre man hierbei vor Erkältung und ist die Eingabe eines Abführmittels von großem Wert. Das den Tieren zu reichende Futter muß leicht verdaulich sein und im Stalle die größte Reinlichkeit vorherrschen.

†† **Bei einer Schar Hühner auf dem Bauernhof muß sich stets ein Hahn befinden.** Die Hennen gleichen sonst einer Herde ohne Hirten. Ein wie guter, wachsamer Hirte der Hahn ist, ersehen wir aus folgendem Falle. Auf einem Hofe in der Nähe von Holbeck schlug ein Habicht nieder in eine Schar Hühner, die erschreckten Hühner fuhren schreiend und fliehend nach allen Seiten auseinander. Der Habicht verfolgte eine Henne und schlug eine Klaue auf dieselbe. Der Hahn eilte aus einiger Entfernung herbei, rettete die Henne und richtete den Habicht jämmervoll zu. Die Henne war nur leicht beschädigt worden.

† **Als Vorbeugungsmittel gegen die Geflügelcholera** wird empfohlen: 1. Frisch angekaufte Hühner 10—14 Tage separat zu halten, dann 2—3 Stück derselben mit dem bisherigen Bestande zusammen zu bringen und erst, wenn hierauf keine Erkrankungen erfolgen, sämtliche Hühner zusammengehen zu lassen; 2. bei Ausbruch der Krankheit die Gesunden von den Kranken zu entfernen, nicht umgekehrt; 3. Boden, Wände, Gerätschaften und Sitzstangen sind mit heißem Sodawasser, noch besser mit einprozentiger Sublimatlösung, dreiprozentiger Kreolin- oder Karbollösung oder fünfprozentiger Eisenvitriollösung gründlich zu reinigen und die Wände nachher frisch zu weißen. Die Kadaver und der Mist sind entweder zu verbrennen oder tief zu vergraben.

†† **Abends die Hühner mit Linsen zu füttern,** hat sich bei manchen Tieren sehr bewährt. Besonders im Winter macht sie dieses Futter widerstandsfähig gegen die Kälte und bewirkt, daß sie das Legen sehr bald anfangen.

†† **Zur Beurteilung des Geflügels** genügt ein Griff nach der Brust, so läßt sich gut genährtes oder gemästetes leicht von magerem unterscheiden. Nagt das Brustbein hervor, und ist das Fleisch stark eingefallen, so ist das Tier entweder schlecht genährt oder alt; in jenen Falle gibt es keinen guten Braten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140103025/fragment/page=0002